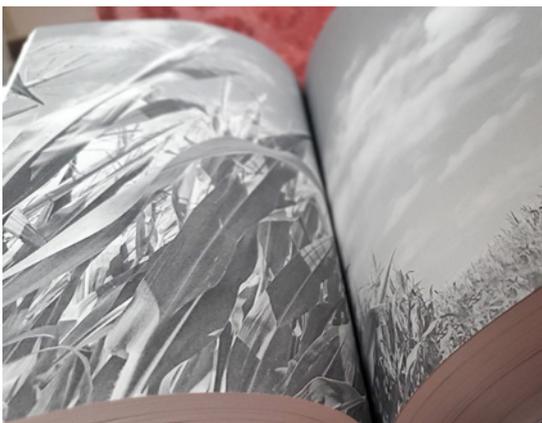
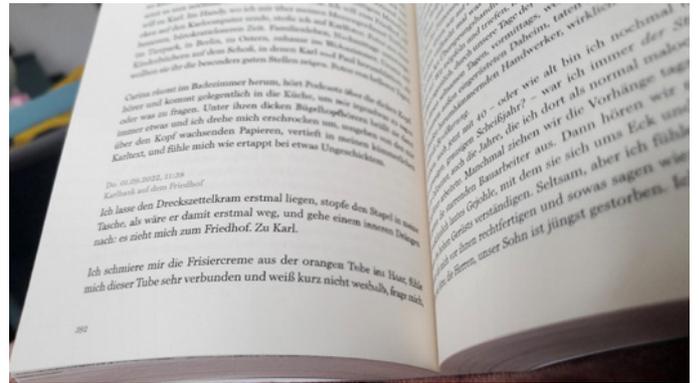
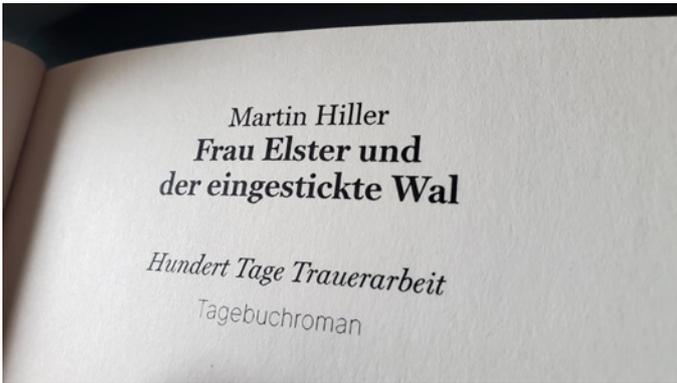
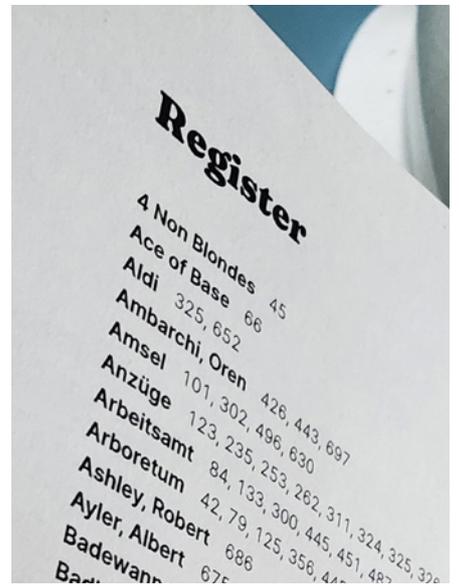
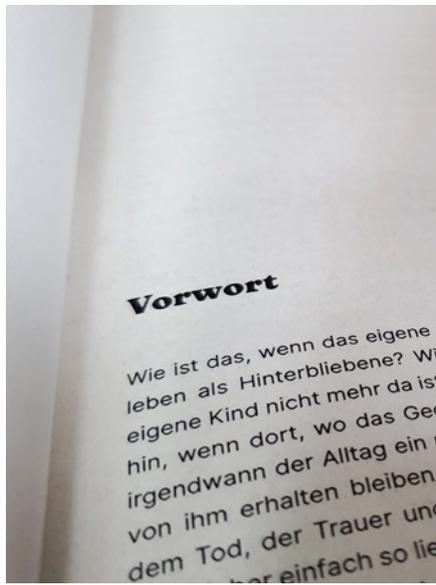
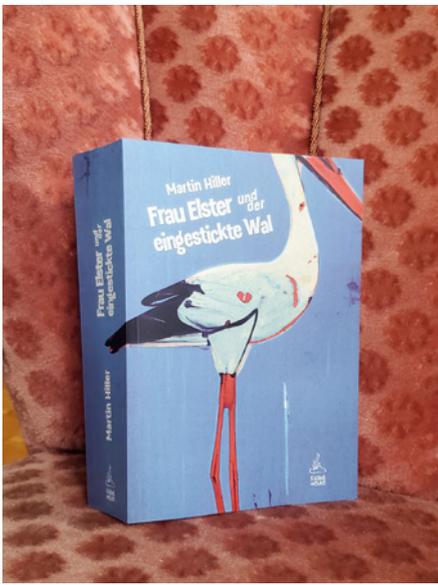


Martin Hiller
Frau Elster und der
eingestickte Wal





Über das Buch

Martin Hiller hat ein radikales, zärtliches Buch über den Tod des eigenen Sohnes geschrieben. An einhundert Tagen hat der Autor das, wofür es eigentlich keine Worte gibt, aufzuschreiben versucht. Entstanden ist ein massives, wortreiches Dokument der ersten Zeit der Trauer.

Im Herbst 2020 wurde Martin Hiller Vater von Zwillingen. Es waren entschleunigte Coronajahre, die Eltern waren viel zuhause und das Leben mit den Kindern war innig. Im Frühjahr 2022 erkrankte einer der Söhne, nach einer COVID-19-Erkrankung, am seltenen Kawasaki-Syndrom und starb, nach Monaten im Krankenhaus, doch überraschend zuhause an einem Herzinfarkt. Einen Tag später schrieb Martin Hiller einfach drauf los. In hunderten Einträgen auf hunderten Seiten sammelte sich so eine einzigartige Erzählung über gelebte Trauer und weiter zu lebendem Alltag.

„Frau Elster und der eingestickte Wal“ erzählt vom Leben als Eltern von Zwillingen, von der Zeit mit dem Kind im Krankenhaus und von der Trauer nach seinem Tod mit nur fast zwei Jahren. Das Buch geht tief in autobiografische Bereiche verschiedener Lebensabschnitte und berichtet auch von einem prekären Künstlerleben, von Alltag, Jugend und Elternglück, von Zahnarztbesuchen, Steuererklärungen, Passfotos und Trauergruppen – von grotesken, komischen und zwischenmenschlichen Dingen der Trauer.

Über hunderte von Seiten entwickeln sich in tagebuchartiger Echtzeit wiederkehrende Motive und Themen, deren Auftauchen ein Register am Ende dieses Buches verzeichnet. Das ausschweifende Schreiben über den Alltag legt verschiedene Winkel der Trauer offen. Auch ein Roman, den Martin Hiller während des zweimonatigen Krankenhausaufenthaltes wieder angefangen hatte zu schreiben, wird thematisiert.

„Frau Elster und der eingestickte Wal“ ist kein Ratgeber oder Schicksalsbuch, in dem ein Trauernder über sein Drama schreibt. Es ist ein Buch, in dem ein Schreibender durch die Trauer geht. Es ist eine Liebeserklärung an das eigene Kind. Zwischen den Buchdeckeln bleibt das Kind in der Welt und das Trauern wird als Teil des Alltags zu einer von Liebe getragenen Auseinandersetzung, die weiter geht, als in die Trostlosigkeit.

Über den Autor

Martin Hiller. 1982 geb. in Ludwigslust, aufgew. in Berlin-Treptow, lebt seit 2002 in Greifswald. Ein bisschen Germanistik und Philosophie an der Uni. Nachtleben. Abschluss als Mediengestalter für Digital- und Printmedien. Jobs. Artikel für Tageszeitungen, Zeitschriften und Internetmedien über Musik und Popkultur. Experimentelle Langstrecke im Regionalradio. Musik, Minimalismus und Aleatorik. Konzerte und Klanginstallationen. Prosasammlung und Roman "Erde, Trinkmann" in Arbeit.

Martin Hiller
Frau Elster und der eingestickte Wal

Erste Auflage

© Kran & Weuke Verlag, Greifswald, 2023

Alle Rechte vorbehalten

Satz, Fotos & Umschlag: Martin Hiller

Umschlagmotiv: generiert mit Dall-E auf Basis der Eingabe
„painting of a stork standing with happy sad eyes, full body view.“

www.kranundweuke.de

www.martin-hiller.de

ISBN 978-3-00-077228-3

Martin Hiller
**Frau Elster und
der eingestickte Wal**

Hundert Tage Trauerarbeit

Tagebuchroman

Kran & Weuke

Alles hierin ist so wahr, wie ich es empfunden habe.

Alle Menschen in diesem Buch sind gut.

Namen wurden geändert.

FÜR KARL.

Vorwort	15
Juli	21
August	157
September	389
Oktober	585
Was bleibt	719
Register	724

**Good morn' or evening friends
Here's your friendly announcer
I have serious news to pass on
To everybody**

**What I'm about to say
Could mean the world's disaster
Could change your joy and laughter
To tears and pain**

*Stevie Wonder – Love's in Need of Love Today
(1976)*

Vorwort

Wie ist das, wenn das eigene Kind stirbt? Kann man weitermachen, weiterleben als Hinterbliebene? Wie kann man es als Eltern ertragen, dass das eigene Kind nicht mehr da ist? Wo gehen die Liebe und alles was zu ihm ging hin, wenn dort, wo das Gegenüber war jetzt nur eine Leerstelle ist? Findet irgendwann der Alltag ein neues Gefüge, in dem diese Stelle hell und etwas von ihm erhalten bleiben kann? Lässt sich in der Auseinandersetzung mit dem Tod, der Trauer und dem Kummer irgendwas finden oder bliebe man nicht lieber einfach so liegen: auseinander und ratlos, nicht mehr beisammen, zerhauen vom Verlust, vom Schlimmsten zersplittert? Ist der Tod als ein Zustand der am weitesten entfernte Ort oder kann man dem Toten noch nah sein, Nähe herstellen auf anderen Wegen? Ist es tröstlich, dass nur die Hinterbliebenen und nicht die Gestorbenen trauern müssen? Wie roch eigentlich nochmal genau sein Haar? Und ist was Gutes darin, dass im Text, der nur da ist, weil er tot ist, sein Leben lesbar bleibt?

Dieses Buch hat nicht den Anspruch, Antworten auf all das zu finden. Es ist ein suchendes Buch. Es ist ein Text, mit dem ich mich festzuhalten versucht habe. Ich fing anderthalb Tage nach dem Tod meines kaum zwei Jahre jungen Kindes an zu schreiben. Ich baute diesen kleinen, veralteten Laptop, den ich mal als mobile Schreibmaschine gekauft hatte, auf dem Wickeltisch im Schlafzimmer auf, von draußen kam die Sommersonne, Karl war am frühen Morgen des vorigen Tages gestorben, es war absurd, alles war bodenlos, wir schwebten als Eltern mechanisch in dieser Leere nach seinem Tod. Ich wusste nicht, wohin das Schreiben gehen würde, ratterte im ersten Eintrag seitenweise ungefilterten Text hin. Es half mir. Ich machte jeden Tag damit weiter. Ich sortierte und suchte, sammelte Brocken und Fetzen, schrieb Wasserfälle von strömenden Unklarheiten. Zuerst war es nur mechanisches, hilfloses Rudern durch die Worte, die es für sowas, für den Tod des eigenen Kindes, eigentlich gar nicht geben kann. Nach und nach wurde das Schreiben geistesgegenwärtiger. Es entwickelte sich ein eigener Sound, ein eigener Strom, ein eigenes Strömen des Textes. Ich konnte nicht mehr ohne, es half mir sehr, tagtäglich, manchmal fast stündlich, selten auch minütlich, alles hinzuschreiben, was irgendwie da war, in mir. Ich schrieb über Wochen hinweg. Wir beerdigten unser Kind. Sein Grab hat mittlerweile schon vier Jahreszeiten gesehen. Wir blieben irgendwie stark, auch für unser anderes Kind, seinen Zwillingbruder Paul. Ich fuhr an alle Orte, die ich mit dem toten Kind verband, radelte auf all seinen Wegen, lief immer wieder durch die Flure des Krankenhauses in dem ich mit Karl zwei Monate lebte. Irgendwann entwickelten sich wiederkehrende Motive im Text. Der Text schrieb sich wie von selbst. Ich versuchte alles, was Karl war, festzuhalten. Manche Themen, Szenen und Gedanken tauchen immer wieder erneut auf, manchmal ähnlich, nahezu identisch, nur ein paar Seiten später. Ein anderes Mal geht die Idee eines alten Tages erst hunderte Einträge später wieder in den porösen Geist des Trauernden. Manchmal sind die Sinne geschärft und verdichtet, der Fokus schweift und haftet an allem was ein Artefakt des Gestorbenen sein kann. Ein anderes Mal ist das Denken matt und kaum möglich, lahm und wie gelähmt dümpelt man ratlos durch die Tage. Aber irgendetwas entwickelte sich hier im Text. Ich habe all das, die Wiederholungen, die Ausschweifungen, den ganzen weiten, fließenden Text, drin gelassen, alles so gelassen, wie es war, wie es geschrieben wurde, wie es sich an einhundert Tagen nahezu von selbst geschrieben hatte. Im Text ist alles drin. Mit dem Text blieb ich drin im Leben.

Und so ist dies ein Text über das gestorbene Kind, aber auch über mich als Vater und uns als Familie. Die Trauer ist egozentrisch. Sie geht in alle Räume des Innendrins, sucht Anker und Anknüpfungspunkte. Die eigene Vergangenheit, mit dem Kind, aber auch das eigenen Leben viel früher, damals, kam in diesem Schreiben hier hoch. Und so landete auch der Roman, an dem ich während Karls Krankheit wieder vermehrt geschrieben hatte, als Thema in diesem Text. Am Roman schrieb ich seit seinem Tod kein Wort mehr. Dieses Buch war jetzt wichtig. Es ist ein Buch über den Tod und das Trauern. Aber es ist auch ein Lebensbuch, das nach dem Leben sucht, das wir hatten und das man vielleicht, das wäre abzuwarten, doch noch haben könnte – mit dem toten Kind ganz fest innendrin, im Herzen, im Kopf, überall wo man selbst ist. Und hier im Text.

Dieses Buch ist so umfangreich geworden, dass es auch blättern, schweifend gelesen werden kann. Man kann irgendwo hineinspringen. Dieser Text war mein Begleiter. Nach diesen hundert Tagen Trauerarbeit hörte ich nicht auf zu schreiben, aber es wurde weniger, weniger minütlich, weniger getrieben, meine Trauer hatte dann andere Räume. Nach einigen wortlosen Wochen fing ich dann an, diesen Text zu redigieren, las ihn dadurch wiederholt, Wort für Wort, ging durch all diese Tage, Wochen und Monate der ersten Zeit nach seinem Tod nochmal und nochmal, ging insgesamt fünf Mal vollständig durch diese Einträge der Trauer. Ich las den Text, ich ließ ihn mir vorlesen von einer Handyapp, der Text war gut, er war auf jedem Radweg bei mir, auch auf den Wegen zur Arbeit, die ich, nach einem halben Jahr Auszeit, im Januar wieder aufnahm, war er immer da. Gelegentlich kleine Jubelgefühle in mir, wenn der Text an einer ganz bestimmten Stelle angekommen war, die mich besonders mit dem toten Kind verband. Manchmal auch völliges Niedergeschlagensein, weil der Text so traurig und wahr war. Aber im Text war immer er. Er ist hierin immer bei mir. Im Text lebt das Kind und meine Zeit mit ihm. Ich kenne den Text, aber er überrascht mich immer wieder. Die Trauer ist erst ratlos, der Kummer heftig und rastlos. Der Text ist ein endloses Terrain. Im Text finden die Worte, die es dafür nicht gibt, einen Raum. Im Text, zwischen den Buchdeckeln, bleibt das Kind in der Welt.

Martin Hiller, Juli 2023

**It's that love's in need of love today
Don't delay, send yours in right away**

**Hate's goin' 'round, breakin' many hearts
Stop it, please, before it's gone too far**

*Stevie Wonder – Love's in Need of Love Today
(1976)*

So. 17.07.2022, 11:30
im Tag danach

Es gibt keine Worte.
Ich schreibe sie alle auf.
Mechanisch, was war.

Das Kind ist tot.
Gestorben.
Im Sommer.

Es gibt nichts, wie das anfangen könnte hier.
Ich bin taub innendrin. Ich schreibe, nach außen,
irgendwohin.

In der Nacht vom Freitag auf Samstag ist unser
geliebtes Kind, unser Karl verstorben.

Nach zwei Monaten im Krankenhaus, unterbrochen von Tagen und kurzen Wochen zuhause, in denen wir immer das gute Gefühl hatten, dass es bergauf geht, er immer sonnigen Gemütes, fröhlich und glücklich war, war das kleine Herz vom Kawasaki-Syndrom offenbar doch zu kaputt.

In jener Nacht wurden Karl und Paul, wie oft in den Nächten, gegen halb eins wach, oft wollen sie dann Milch, ein bisschen Kuscheln vielleicht, oder den Nuckel wieder haben, der irgendwo im Gewühl des Bettes verschwunden war. Karl jammerte und klagte dann über Schmerzen, er sagte »Aua, Aua« und wand sich, wollte auf meinen Bauch, wie sonst auch so oft, wand sich weiter, es hätte auch irgendwas heftiges mit dem Magen sein können, dann wollte er zu Mama, streckte beide Arme in ihre Richtung, sagte »Mama, Mama« und wurde in ihren Armen dann plötzlich ganz schlaff, wie zuletzt nur bei der Narkose für das MRT im Krankenhaus.

Uns war klar, dass etwas gar nicht gut war, aber irgendwie war auch alles völlig unklar. Es war, als wäre man gelähmt, aber gleichzeitig agierten wir in diesen zusammengeschobenen Sekunden, in Schock und kalter Angst, sehr mechanisch, schnell, und für ein paar klare Momente seltsam rational, als wären irgendwo die Seile gerissen, die die Entscheidungen sonst an die Gefühle binden. Ich griff Carinas Telefon auf dem Nachttisch, hatte Mühe das Display zu entsperren, wir riefen sofort den Notruf und Carina machte, ohne irgendwelche Unsicherheiten, die einstudierten Abläufe von Herz-Druck und Mund-zu-Mund. Sie hatte kürzlich eine Auffrischung des Erste-Hilfe-Kurses. Die Frau am Notruftelefon leitete Carina an, ermutigte sie und sagte, dass sie alles toll mache. Es war gut, diese blecherne, gesunde Stimme zu hören. Karl japste nach Luft, sein Körper zuckte und bäumte sich etwas unter dem Druck, den Carina auf seinen Brustkorb ausübte, aber er war weiter so schlaff und reglos. Ich rief Karl immer zu, dass er das toll macht, wollte ihn irgendwie erreichen. Er lag mit geschlossenen Augen da, war weggetreten und ganz still. Es schien, als ließe er alles geschehen. Es war keine Panik in ihm. Ich weiß nicht, wo er war, ob er irgendwohin hineinsackte, in einen Zustand, der keine Angst kennt, oder ob der Körper einfach kurz und hart alle Regungen und Empfindungen ausgestellt hatte, als eine Art Schutz.

Ich hatte Paul auf dem Arm und versuchte ihn aus der Situation rauszunehmen, lief im Wohnzimmer mit ihm herum, schaute immer wieder

durch den offenen Bogendurchgang zum Schlafzimmer, wo Karl auf dem harten Fußboden vor dem Bett lag und Carina minutenlang pumpte und beatmete. Er muss auf eine harte Unterlage, hatte die Frau am Telefon oder Carina gesagt. Irgendwann kam ein „Landhelfer“. Der junge Medizinstudent stand plötzlich in der Tür, die ich schon für den Notarzt geöffnet hatte und stellte sich vor und erklärte, warum er hier sei und wie er davon erfahren hatte. Er hat als Zivilist eine App auf dem Handy, die ihm Notrufe übermittelt und er war gerade in der Nähe. Er fragte, ob er etwas tun könne. Ich sagte, dass Carina bereits Erste Hilfe leistete und war irgendwie verwirrt, wusste nicht, was der junge Mann uns jetzt helfen könnte, gleichzeitig hatte er sich so professionell und psychologisch geschickt vorgestellt, dass ich irgendwie Vertrauen zu ihm hatte. In diesen zerrissenen Momenten tauchte dieser fremde Mann auf wie ein Freund. Er wartete und redete mit mir, erdete mich dadurch irgendwie, obwohl er eigentlich ein unerwarteter sozialer Akt jetzt war, während ich eigentlich nur mit Paul durch die Wohnung tigerte und auf ein Blaulicht oder eine Sirene wartete. Ich wusste nicht, ob der Krankenwagen mit Sirene ankommen würde, nachts hier im Wohngebiet. Nach ungefähr 10, 12 Minuten kamen die Sanitäter und ein Notarzt, ohne Alarm, nur das Blaulicht rotierte draußen und unsere Klingel dröhnte ihr banales Gebimmel, als käme ein Paket. Es war mitten in der Nacht. Sie schlepten, wie in den Arztserien, ihre Sachen rein, klappten Koffer auf, rissen sterile Spritzenpackungen auf, machten diese schnellen, nicht hektischen, eher zielgerichteten Handgriffe und während die Wahl ihrer Reanimationsmittel sich sekundlich zu ändern schien, ich das Gefühl hatte, dass sie immer gleich die nächstmögliche Medizin oder Apparatur auspackten, wurde ich etwas hoffnungslos, wollte aber auch nicht loslassen, von der Idee, dass vielleicht doch alles gut werden würde.

Die Atmosphäre war konzentriert und ich fühlte mich machtlos. Ich lief mit Paul durch den Flur, in der Küche und im Bad herum, versuchte ihn mit Badetieren spielend abzulenken. Er machte das alles toll, merkte aber sicher auch, dass etwas nicht in Ordnung war. Carina tigerte ratlos umher, sie sah aus, als wenn sie kein gutes Gefühl bei der Sache hätte, schüttelte manchmal den Kopf, ging immer wieder zu Karl und den an ihm arbeitenden Menschen hin. Wir waren beide im Schock und roboterten stumpf durch die Situation und was sie erforderte. Karls Herz pumpte nicht von allein, konnte nur durch manuelle Herz-Druck-Massage stimuliert werden.

Die Ersthelfer trugen ihn, die ganze Zeit pumpend, durch den Flur in den Rettungswagen, Carina fuhr mit ins Krankenhaus. Ich blieb mit Paul zuhause, zog die Vorhänge zu und schloss die Fenster, um nichts vom Krankenwagen zu hören.

Sehr schnell war das Blaulicht weg, die Straßen leer und nass. Paul konnte nicht mehr richtig einschlafen. Wir lagen im Bett, ich erzählte ihm etwas, streichelte ihn, gab ihm eine Milch, sagte, dass wir ihn alle lieben. Minuten vergingen, irgendwann rief Carina aus dem Krankenhaus an. Sie sagte, wir sollten vorbeikommen, wir müssten uns von Karl verabschieden. Sie stotterte kurz bei dem Satz, als hätte sie einen Weichzeichner, ein „wahrscheinlich“ in diesen Satz einbauen wollen. Aber sie sagte, wie es war und ich wusste sofort, was los war. Jemand vom Krankenhaus hatte ihr vor dem Anruf gesagt, dass sie mir vielleicht nur sagen solle, dass ich schnell kommen müsse, nicht, dass es hoffnungslos sei. Ich erkannte in Carinas Stimme, dass sie entschlossen war, nichts wegzuschweigen, dass es eine Klarheit war, die nötig war, dass sie mir keine falschen Hoffnungen machen wollte, dass sie sagen wollte, was los war. In dieser nüchternen Direktheit fühlte ich Nähe zu ihr. Ich fragte, wie ein Idiot, ob ich mit dem Fahrrad kommen soll. Carina sagte, irgendwo läge noch Geld, ich solle ein Taxi nehmen.

Ich zog Paul eine Jacke über seinen Schlafanzug an, auch Socken und Schuhe, nahm ihn auf den einen Arm, rief mit der freien Hand im Handy ein Taxi und griff dann seinen Kuschellöwen, schaute beim Rausfliegen aus der Wohnung nochmal in den Flur, als würde ich alles hier zum letzten Mal so sehen, rannte runter an die Straße, auf der im selben Moment das Taxi anrollte und wir fuhren durch die Nacht ins Krankenhaus. Paul saß auf meinem Schoß, es gab keinen Kindersitz und der Taxifahrer stellte bescheuerte Nachfragen, ob Paul kotzen müsse. Er schien besorgt wegen seiner dämlichen Ledersitze und ich war fahrig, sagte aber sehr bestimmt, dass es Paul gut ginge und wies ihn klar und kalt an, uns zum Krankenhaus zu fahren. Paul hielt seinen Löwen im Arm und wir schauten in die nasse Nacht und er fand es aufregend, das erste Mal in einem Taxi zu sitzen, aber seine Stimme war dünn und vorsichtig. Karl hatten wir vorhin natürlich sein Kuschelschaf mitgegeben.

Ich hatte dem Taxifahrer nicht gesagt, warum wir ins Krankenhaus müssen. Ich redete die ganze Zeit mit Paul. Dass er uns am Haupteingang und nicht hinten an der Notaufnahme rauslassen sollte, schien die Sache

für den Taxifahrer um ein weiteres zu einer Routinefahrt zu machen. Ich gab ihm irgendwelches Geld und rannte mit Paul ins Klinikum. Wir sollten in die Intensivstation, da wo der Storch ist, hatte Carina gesagt. Da war Karl schon nicht mehr auf der Notaufnahme. Ich irrte durch das leere Krankenhaus, kannte ja die Wege und rannte, statt Fahrstuhl, das dunkle Treppenhaus in den ersten Stock und klingelte bei der Neonatalogie und interdisziplinären Kinderstation, wo ich mit Karl die jüngste eingewiesene Zeit lebte, bevor er seine letzte Woche dann entlassen und bei uns zuhause war. Dort öffnete eine Schwester und wusste nicht was ich wollte. Ich stand verloren da und der Kuschelstorch ließ seine roten Beine über mir von der Flurlampe baumeln. Die Intensivstation war eine Tür weiter. Karl war gar nicht beim Storch. Ich rannte erst wieder den Treppenflur runter, ratlos und auf der Suche nach Handyempfang. Dort kam mir ein Arzt entgegen und ich redete wahrscheinlich sehr wirr, mit Paul auf dem Arm, ich wusste nicht, ob der Arzt vielleicht ja mich *gesucht* hatte, er war natürlich anderen Weges unterwegs, wahrscheinlich zum Kaffeeautomaten, ein einsamer Gang in einer ereignislosen Nacht, ich versicherte ihm, wie um seine warme Freundlichkeit abzuwiegeln, dass ich wusste wohin und rannte wieder hoch, direkt zur Intensivstation, alles war jetzt klar, ich klingelte dort, eine Schwester an der Gegensprechanlage wusste sofort wer und warum ich da war, öffnete die Tür und sie und eine andere Krankenschwester zeigten mir, irgendwas leise sprechend, im dunklen Flur den Weg zum Zimmer, in dem Karl schon aufgebahrt lag.

Sein Kuschelschaf war an seinen Kopf gelegt. Er sah so friedlich aus. Eine Ärztin und ein Arzt, vielleicht der Notarzt von vorhin, und ein, zwei Schwestern waren noch im Zimmer, verhielten sich ruhig, Carina und ich weinten, ich weiß nicht, ob ich erst Carina umarmte und dann zu Karl ging. Ich küsste Karl, streichelte ihn, sagte irgendwas, fragte ihn, was er denn nur mache, stammelte zärtliche, verzweifelte Ellipsen der Ohnmacht. Es war das Zimmer, in dem er letztens eine Nacht zur Medikamentengabe war, bevor wir dann in die Interdisziplinäre umzogen, die zweite lange Episode nach den ersten Wochen oben auf der Pädiatrischen. Karl hatte eine gute Zeit auf den Stationen. Er war der liebe, vom Cortison immer dicker werdende Knuffel, den die Schwestern so süß fanden. Jetzt lag er da, so friedlich, zugedeckt in weiß, ein Mulltuch um den Kopfbereich gelegt, er war wie in einem Kokon. Er wurde langsam schon blass, sah aber so goldig und lieb und süß aus wie immer. Nichts Übles war an ihm erkennbar, das tote Kind

lag da, wie etwas, das in seiner Sanftheit unerschütterlich war. Vielleicht war es sowas wie Erhabenheit, aber das klingt irgendwie falsch. Nichts war erhaben. Das Kind war tot. Wir waren so traurig, so hilflos, so verliebt in ihn, endlos kümmerlich, stechende Schmerzen, die so stark waren, dass Seele und Körper ununterscheidbar waren, es war eine insgesamt Allgemeinwallung, die Psyche war nicht in der Lage irgendwas auszuwerten, als Eltern standen wir ohnmächtig, machtlos bei unserem toten Kind, und in dieser Verzweiflung und Leere war auch die Liebe und Sehnsucht für ihn, so heftig und stark, dass sie vielleicht die einzigen Möglichkeiten waren, die uns davon abhielten, einfach sofort selbst aufzuhören, am Leben zu sein. Denn man will dorthin, wo das eigene Kind ist. Das ist der grundsätzliche Impuls. Wir wollten ihn so sehr wiederhaben. Ich wusste aber, man war so komisch rational im Schock, im Wechsel mit Weinkrämpfen, dass das nicht ging. Er lag jetzt da und hatte seine Ruhe. Er war so schnell so schlaff zuhause. Vielleicht ging also alles ganz schnell und die Maßnahmen danach haben ihn auch nicht unnötig leiden lassen. Er war bei uns, in unseren Armen, zuhause, angesprochen und gedrückt und gehalten von uns.

Irgendwann drang eine Ärztin mit ihrem Text zu mir durch, erzählte mir, wie alles abgelaufen war, was angenommenerweise die Todesursache war. Ich fragte stumpf nach dem weiteren Vorgehen, wo er hinkommt, wie es weitergeht, wo wir hingehen. Die Stimme der Ärztin war freundlich, sachlich und sanft, nicht säuselig, nicht unbeholfen vorsichtig, nicht ängstlich mit dieser entsetzlichen Pflicht uns Eltern den Tod unseres Kindes zu *bestätigen*. Wir könnten uns alle Zeit der Welt nehmen, sagte sie. Man stellte uns Wasser und Taschentücher hin. Das Licht war indirekt und gedimmt, nicht medizinisch kalt. Die Geräte blinkten, aber waren still. Karl war an keines davon angeschlossen. Er wurde als totes Kind hierher geschoben, damit wir Abschied nehmen können. Carina ist mit ihm durch die Flure von der Notaufnahme hierher gegangen. Ein Krankenhaushausmensch hatte die Bahre geschoben. Sie hatten vielleicht irgendwas geredet. Paul ging jetzt im Zimmer umher, wollte Knöpfe drücken und erzählte von den Käfern, die an die Zimmerwand gemalt waren. Immer wieder kam er zu Carina oder mir auf den Arm. Manchmal saß er auf unserem Schoß und wir schauten Karl an. Wahrscheinlich roch ich nach Bier. Ich hatte in der Nacht, wie oft in den Nächten, am Rechner gesessen und geschrieben, wollte bald ins Bett gehen, als die Kinder wach wurden. Carina und ich redeten irgendwas.

Es klingt seltsam, aber alles in diesem Raum war zart. Unsere Stimmen waren sanft und in jeder Sekunde war klar, dass wir zusammenhalten werden. Wir hatten kein Gefühl für die Zeit. Karl lag einfach so da. Immer wieder streichelten wir seine Haare und küssten seine Stirn. Er ist der Zwillingsbruder von Paul und wurde im Oktober vor zwei Jahren geboren.

Es fühlte sich sinnlos an, irgendwann wieder nach Hause zu fahren, aber Paul musste ins Bett. Diese Idee schien gleichermaßen deplatziert, wie richtig. Es gab jetzt mechanische Abläufe. Wir würden aus dem Krankenhaus rausgehen, unsere Eltern anrufen, ein Taxi bestellen und zu dritt nach Hause fahren. Wir würden morgen wieder kommen, mit seinen Großeltern. Paul streichelte ihn auch nochmal und sagte „Tschüss!“, er wirkte dabei einigermaßen gefasst. Er dachte wahrscheinlich, dass Karl schläft. Uns war klar, dass es gut war, dass er mit im Krankenhaus war, dass er Abschied nehmen konnte. Dass es später, auch Jahre später, irgendwas wert sein würde, dass er seinem gestorbenen Bruder nochmal so nah sein konnte.

Meine Mutter war nicht erreichbar, sie schlief zuhause in Berlin und rief mich, nachdem ich dutzende Male angerufen hatte, zurück und fragte, mit der Stimme eines gerade eben aus dem Schlaf gerissenen kleinen Mädchens „Was ist denn los?“. Ich sagte den einfachen Satz „Karl ist gestorben“. Ihre Stimme blieb mädchenhaft und verletzlich, ich weiß nicht mehr, was sie genau sagte, aber es dauerte einige Sekunden, bis die Information in ihrem gerade eben aufgewachten Geist angekommen war. Dann weinte sie und auch das klang kindlich und zerbrechlich. Ich ratterte irgendwelche Fakten herunter und wollte ihr irgendwie helfen. Wir saßen mittlerweile im Taxi und der Taxifahrer redete uneinfühlsamen Schwachsinn, wollte wissen, wo er lang fahren müsse und ich warf ihm unklare Bewegungen mit meinen Armen hin. Ich sagte meiner Mutter, dass ich auflegen müsse und wir gingen mit Paul in unsere Wohnung, in der vor einigen Stunden noch alles gut war.

Ich empfand durch die letzten Wochen dort mit Karl das Krankenhaus nicht als kalten, schlimmen Ort. Karl hatte alles so tapfer gemacht, er war ein Sonnenschein und die Schwestern waren begeistert von ihm. Wie gut er redete, wie freundlich er war, wie er immer Danke sagte, wie er zum Mittagswagen rannte und sich so aufs Essen freute – „Mittaaak!“ war bei ihm alles: Frühstück, Mittag, Abendbrot. Ich habe das Gefühl, dass ich das

Krankenhaus und die Gegend dort in nächster Zeit öfter besuchen muss, als Ort des An-Ihn-Denkens. Am Abend nach Karls Tod in der Nacht fuhren Carina und ich, gegen halb neun, nochmal hin, mittelschnell auf den Rädern durch das freundliche, orange Abendlicht zum Klinikum. Der Wind und die Luft waren gut. Die Schwalben, die am Krankenhaus ihre Nester bauen, sirrten und schwirrten. Möwen kreischten, alles war so weit und friedlich. Es war gut, dass wir dort kurz hingefahren waren, einfach nur am Haupteingang vorbei, einmal das Gebiet umrundet, kurz leise im Vorbeifahren Karl, der im Krankenhaus in einer Kühlzelle lag, reingerufen haben, dass wir ihn lieb haben. Mach's gut, Karl, Tschüs Karl, haben wir gesagt. Sind dann mit den Rädern über die Anklamer Straße zurück nach Hause, geblendet von der tiefstehenden Sonne, an Spaziergängern vorbei, die von unserer Trauer und unserer Lage nichts wussten.

Zuhause, auf dem Hof, rauchten wir mit Frau Kemper eine Zigarette. Eine dünne Davidoff. Frau Kemper war am Tage in die Stadt gefahren und hatte dort diese Kippen gekauft. Wir hatten ihr und ihrem Mann am frühen Nachmittag von Karls Tod erzählt, als wir in unser Auto stiegen, um nochmal von Karl Abschied zu nehmen, mit den Großeltern, die nun aus Berlin angereist waren. Frau Kemper hatte, sie sagte, sie musste irgendwas tun, am Tag nach dieser Nachricht, ein Windlicht hell lackiert, eine dicke Kerze angemacht und reingestellt und an den Baum an ihrem Wohnungseingang gehangen. Ein Licht für Karl. Sie gab uns ein Beruhigungsmittel, davon könnten wir eine halbe, vielleicht auch eine ganze Tablette bei Bedarf nehmen. Sie nehme die auch manchmal, sagte sie, und machte auf mich damit irgendwie einen drogenaffinen Eindruck, was eine neue Seite an ihr, unserer langjährigen Nachbarin, für mich war und ich fühlte mich gut in ihrer umsorgenden Gegenwart.

Wir fanden dann ohne die Tranquilizer oder die Tabletten von Carinas Mutter irgendwann in den Schlaf dieser zweiten Nacht nach Karls Tod. In der ersten Nacht, morgens, als wir gegen halb fünf aus dem Krankenhaus kamen, waren wir nur kurz weggedämmert, über Pauls Schlaf wachend, in die Leere starrend, uns manchmal ratlos anschauend, bis wir gegen sieben wieder aufgestanden waren und mit Paul den ersten Tag ohne Karl begonnen hatten.

Mi. 10.08.2022, 15:45
neuer Campus, Innenstadt

Beim Rumschieben ist Paul eingeschlafen. Ich wollte was in der Stadt kopieren, versuchte es bei der Post und im DM, nirgends gab es einen öffentlichen Kopierer. Früher ging ich für sowas in den PC-Pool der Uni, ins Rechenzentrum oder in die Stadtbibliothek. Heute kopiert ja keiner mehr was, oder wie? Ich kaufte dann Biere im Zisch und sitze jetzt auf dem neuen Uni-Campus, zwischen Hörsaal und Mensa, an den pistaziengrünen Tischen auf der Außenterrasse, durch die Wind brist und diesen, die Hitze der nächsten Tage schon ankündigenden, warmen Tag erträglicher macht. Vormittags kaufte ich Drogeriewaren und ging dann in den Woolworth, das erste Mal seit Karls Tod. Irgendwas trieb mich, nochmal nach den T-Shirts im Ausverkauf zu schauen. Ich hatte nie so richtig passende Kleidung für heißes Wetter. Jahrelang keine kurzen Hosen, erst vor ein paar Urlauben mal, da war es so heiß, im Urlaubsort diese blaue Kniehose mit den Blümchen drauf erstanden. Erst mit Kindern wurde ich überhaupt erst richtig ein T-Shirt-Träger, einer, der außer Haus im T-Shirt rumläuft. T-Shirts waren für mich eher Schlafanzugoberteile. Meine Schwiegereltern hatten mir, vor zwei, drei Jahren einige, schlichte weiße T-Shirts geschenkt. Die waren dann meine, oft mehrmals täglich gewechselte Oberbekleidung in der Babyzeit. Vor dem Woolworth gibt es einen Wickelraum. Den hatte ich mit den Kindern diverse Male aufgesucht, wenn einer von beiden bei einem Innenstadt-Ausflug eingekackt hatte. Man wird als Eltern sehr umsichtig für Wickelräume im öffentlichen Raum. Der Wickelraum, schon seine Tür von außen, rühren mich stark an, ich sehe sofort Karlchen, wie er da auf dem ausklappbaren Wickeltisch vor mir liegt, sein fröhliches, gut gelauntes Gesicht, wie er es auch immer irgendwie lustig fand, auswärts gewickelt zu werden, bildete ich mir ein.

Zurück zuhause aßen wir Mittag. Reste von den Vortagen. Ich aß das Taboulé, das Carina am Samstag für den Ernteeinsatz gemacht hatte, Carina und Paul aßen die Nudeln von gestern. Der Vater isst immer die ältesten Reste, das scheint sich durch Generationen zu ziehen, das war schon bei uns zuhause, in der Kindheit von mir und meinem Bruder so.

Morgens nach dem Frühstück hatte ich noch beim Bestatter angerufen und für morgen um 09:00 einen Termin für weitere Besprechungen aus-

gemacht. Nach dem Mittag hatten wir weiter an der Traueranzeigekarte gebaut. Ich bin als ausgebildeter Mediengestalter für Digital- und Printmedien extrem faul und lustlos. Meine Arbeitsweise ist ineffizient und eher künstlerisch-herumlaborierend. Deshalb muss ich jetzt, wo wir die passende Grundanmutung der Karte entwickelt haben, alles nochmal, *from scratch*, aufbauen, da die Zierelemente, die Strukturoverlays, alle solche Kleinigkeiten mit denen ich gern arbeite, die ich, wie in meiner Musik auch, sozusagen immer nach komplizierten Prinzipien des Zufalls in *mein System* einbaue, nochmal sauber anfertigen und reinzeichnen. Das muss ich heute Abend machen und dann die Karte endlich in den Overnightdruck schicken, damit wir sie bald versenden können. Als Umschläge haben wir welche aus Kraftpapier gewählt, was Naturnahes, wir ziehen dann selbst noch einen Trauerrand mit schwarzem Stift oder so, dachten wir uns.

Auf der Traueranzeigekarte sind selbstverständlich Herr Fuchs und Frau Elster vorne drauf. «Ellsää, Ellsää!». Bisschen handgemalte Sterne hier und da, eine schlichte, abgerundete, serifenlose Schrift. Alle Entwürfe mit Serifenschriften, die man gefühlsmäßig erstmal mit Texten der Trauer assoziiert, in italic leicht ins Ornamentale, in einen festlichen Charakter geneigt, sahen irgendwie dröge, zu schnörkelig, zu *alt* und zu verbacken einfach aus. Schon unsere Karte zur Geburt beider Babies war klar gehalten. Ein helles babyblau und weiß, Futura als stabile Schrift. Unsere Kinder. Klare Sache. Die Klarheit, das Erdende, das Leichte und Unverwirbelte, das geradeheraus Konkrete der dick ins Rückgrat gestrichenen Liebe. Das ganz Direkte der direkten, direkt gefühlten, unverstellt und unversteltz fühlbaren Gefühle des irren Eltern Glücks. Deshalb auch auf der Trauerkarte keine Zwirbelschrift.

Gleich, wenn Paul aufwacht, holen wir das Gemüse von der Solawi und dann schieben wir nach Hause, wo Carina vermutlich den Rasen gemäht hat, sie hatte vorhin sowas angedeutet, wo wir dann wieder das Planschbecken aufbauen und später Helena, Hauke und Cleo zum Abendbrot dazustoßen werden. Deshalb auch der Bierkauf eben. Nordisch Hell, natürlich.

Auf der Campuscafeteriaterrasse hier leichtes Studentengelaber um mich herum. Sie reden über betriebswirtschaftlichen Firlefanz und es klingt furchtbar in meinen Ohren, wie Parkplatzgespräche von Geschäftsmännern, jedenfalls nach nichts, das Menschen zwischen 20 und 30 an einem frühen Nachmittag in der Sonne ihres süßen Lebens besprechen sollten.

Paul wacht auf. Wir holen das Gemüse. Zwischen lauter heiter quasselnden, gesellig sich *aneinander* und an ihrem Gemüseabo und am Leben im Glück des guten Gewissens freuenden Landwirtschaftsgemeinschaftsteilnehmern fuchtele ich, der düstere Unglückliche, die elf auf der Schiefertafel notierten Erntepositionen in meine Packtaschen hinein und wir schieben nach Hause. Mein Grimm gegen die gute Laune der Menschen ist ungerecht und tut mir ein kleines bisschen Leid, aber eigentlich ist mir auch alles egal. Im Garten plansch Paul in der Sonne und Karl fehlt.

Mi. 10.08.2022, 23.45

Sofa, Wohnzimmer

Svea war nachmittags da, stand plötzlich auf dem Hof, während ich gerade mit Paul noch draußen stand, eben vom Spaziergehen zurückgekommen. Svea weinte ein bisschen, sagte, sie wollte eigentlich nur die Karte einwerfen und den Kerzenhalter, den sie in beiden Händen hielt, wie ein kleines Tierbaby, in den Flur stellen, „für den Friedhof oder so“, sagte sie; aber dann hatte Frau Liebing ihr die Tür aufgemacht und sie war einfach rein in den Hausflur und hatte von dort dann mich auf dem Hof stehen sehen und dann waren wir hoch, zu Carina, und die beiden redeten dann eine kleine Weile. Svea weinte bei Carinas Schilderungen. Wir erzählen diese Geschichte, von Karls Tod, wie alles kam und gekommen war, wie es war in dieser Nacht und so weiter, in diesen Tagen ja dutzendfach immer wieder verschiedenen Leuten. Ich räumte noch Sachen im Hof rum, setzte mich dann auch zu den beiden und fühlte mich wieder mal irgendwie aufgefangen und berührt von der Anteilnahme der anderen Menschen. Bald kamen Helena und Cleo, gegen halb sechs, kurz darauf auch Hauke. Wir aßen Abendbrot im Hof. Hauke hatte Gazpacho aus eigenem Gartengemüse mitgebracht. Wir aßen, und sprachen, da so draußen am Gartentisch sitzend, nochmal über die Härte der Trauer, über die Beisetzung, über Seebestattung und Feuerbestattung, was es so alles gibt und was für uns und für Karl so in Frage käme. Karl soll hier sein, bei uns und in der Gegend, das ist immer wieder sehr klar. Deshalb kein Friedwald, weil die gibt es nur weiter weg.

Carina traf sich dann gegen halb neun mit Milena zum Bierspazieren. Reden, Trinken und Gehen. Ich finalisierte die Karte und lud sie zum Druck in Übernachtexpressservice hoch. Am Freitag soll sie hier ankommen.

Vormittäglicher Termin beim Bestatter. Ein paar Sachen *festgeklopft*. Die CD mit der Musik für die Beisetzungszeremonie solle am besten ein paar Tage vorher abgegeben werden. Als erstes Lied sollte man was langes wählen, am besten so 15 bis 25 Minuten, weil das die Musik ist, die läuft während sich alle einfänden und ihre Plätze in der Trauerhalle suchen. Der Bestatter nannte immer ein Beispiellied, irgendwas Klassisches wahrscheinlich, aber ich verstand beim besten Willen nicht, wovon er sprach. Er hat eine sehr schnelle, leicht nuschelige Aussprache, die den Eindruck vermitteln könnte, er würde sich um gewisse Sachen einfach so drumrumnuscheln wollen, nichts, was mit fehlender Leidenschaft für seinen Beruf zu tun hätte, eher wie eine Art persönlicher Tic, wie Menschen, deren Sprechen an gewissen Punkten ihres Redens leise wird, weil sie dem was sie sagen keine Bedeutung beimessen oder Angst haben, was Falsches zu sagen. Carina schrieb dieses unverständliche Wort irgendwie lautmalerisch auf und ich musste innendrin ein bisschen schmunzeln, konnte aber auch ihre Version seines Wortes nicht vom Blatt entschlüsseln und so wird uns der genaue Titel dieses vom Bestatter so hingenuschelten Beispielliedes wahrscheinlich für immer verborgen bleiben.

Der Bestatter sprach von der Musik immer so, als sei das nur ein funktionaler Aspekt, der vor allem aufgrund seiner *passenden Länge* ausgewählt würde. Wenn man ihn ließe, würde er wahrscheinlich irgendwas von anderen Beerdigungen schon bewährtes und möglichst langes spielen, schien mir. Ich fand überhaupt die Vorstellung absurd, dass man die Zeremonienmusik, wie eine Art Modul, einfach so mitbuchen könnte. Dass man überhaupt den Ablauf der Beisetzung jetzt planen muss. Dass man sich hier Mühe für etwas geben soll, das jetzt vor einem liegt, durch etwas, das man nie haben wollte. Keiner wollte, das Karl tot ist. Und jetzt müssen wir seine Beerdigung schön machen. So schön, wie wir es *wollen*, jetzt sozusagen wollen *müssen*. Ein, zwei Lieder sind für uns schon einigermaßen fest. Auch die Anfangsmusik, dieses vom Bestatter entsprechend lang gewünschte Lied, soll doch aber *was mit Karl zu tun haben*. Es ist alles nicht so einfach. Überhaupt ist doch die Musik sehr wichtig! Sie soll bestenfalls den Gestorbenen abbilden, etwas aus seinem Leben sein, etwas, dessen Töne zu ihm hin zeigen. Aber der Gestorbene ist ein kleines Kind. Es gibt noch nicht das eine große, gute, wie mit Fanfaren sein gesamtes

gelebtes Leben in alle Winde hinaustrumpetende Abschiedslied. Es gibt nicht sein hocheigenes Lebzeitenlieblingslied. Und das macht es irgendwie sogar leichter. Es soll einfach schön sein. Schöne, *passende* Musik. Von mir aus auch sehr, sehr lang. Damit die Musik, die zu ihm geht, nie endet.

Der Trauerredner drückt während seiner Rede eine unsichtbare Klingel, die einer, nur für die Musikabspielung im Nebenraum bereitzitzenden Person, das Signal zum Abspielen der Musik gibt. Diese Person drückt dann auf „Play“. Deshalb ist es wichtig, dass die CD fehlerfrei gebrannt ist. Ich male mir den Musikabspielraum als eine Art Abseite mit veralteter Alleinunterhaltertechnik aus. Unser Redner ist natürlich mit genau diesen Abläufen und technischen Gegebenheiten vor Ort nicht vertraut, was unseren Bestatter, so hatte ich den Eindruck, etwas Unbehagen bereitet, da das alles Sachen außerhalb seiner Kontrolle und Reichweite wären. Er würde uns lieber einen ihm bekannten, beerdigungsbewährten Trauerredner mit Orts- und Abseitenkenntnis geben, schien mir. Ich sagte, dass wir unseren eigenen Trauerredner entsprechend rechtzeitig vor Ort in die Technik einweisen lassen, und dass dann schon alles klappen sollte. Der Bestatter schien besänftigt und strich einen Punkt in der Liste seiner Dienstleistungen durch und schrieb etwas Unleserliches daneben.

Wir wollen die Zeremonie jetzt doch in der Trauerhalle. Auch darüber scheint der Bestatter erleichtert. Allein die Möglichkeit eines Regens wäre einfach nicht händelbar, bei all den Leuten. Durch die Trauerhalle ändert sich nun die Uhrzeit von 10:00 auf 09:45 – unsere Overnight-Express-Drucksache, die ich gestern nacht noch hochgeladen hatte, ist damit hinfällig. Sie ist, das sagt mir mein Kundenkonto bei der Druckerei, bereits im Druck und nicht mehr rückrufbar. Ich habe die neue Karte nun als neuen Auftrag hochgeladen und wir haben dann bald 100 ungenutzte, fehlgedruckte Trauerkarten hier im Haus. Sofort die Idee: dass ich mir aus diesem Stapel fein strukturierten Kartonpapiers jetzt immer Lesezeichen schneide. Wie ich in letzter Zeit ständig aus irgendwas und allem Lesezeichen schneide. Tiefkühlpizza-Kartons, Flyer, Postkarten, gefundene Papiere, all sowas, hauptsache farblich oder haptisch irgendwie schön. Auch im Krankenhaus schnitt ich mir, ich hatte ja immer meine wechselnden Bücher vom Bücherwägelchen da, Lesezeichen aus allem möglichem, aus Arzneimittelumverpackungen, Pflasterstreifen, all sowas, und manchmal waren in

den Büchern vom Wagen auch schon welche drin: antike Postkarten, jahrzehntelang gepresste Pflanzen, uralte Bibliothekskärtchen, kleine Schätze fremder Vorbesessenheiten, Magie der Bibliophilie.

Der Bestatter zeigte uns wieder laminierte Beispielfotos. Rosen, Rosen, rot, weiß, Trauerbänder, helle und dunkle Stehlen, Efeu, Rosen, Rosen, bleiern-blumige Zeremonienzieren, die ganze Schnörkelwelt des Todes. Wahrscheinlich ist das alles *normal* so, aber wir wollen eher was luftigeres. Feldblumen, Wiesengräser, Natur, Licht, Luft, Kind und Liebe. Unser Bestatter schlug dann ein hellblaues Tuch vor, mit dem er den für meine Begriffe etwas drögen Terrazzoplattenboden, um die Stehlen herum so bisschen schmuckvoll hochgerafft, ausgestalten könnte. Das erleichterte mich und gab mir das Gefühl, dass er *doch* irgendwie in der Lage ist, sich in unsere Vorstellungen reinzudenken und ich war weniger pedantisch und eher bereit, ihm Teile *der Sache* in die Hand zu geben.

An einer Beerdigung hängen, als ein zu planender Akt, doch viele Details. Es ist naturgemäß gut und notwendig, dass man als Hinterbliebener, versunken in den Wirren des Trauerns, viel davon abgibt. Mir gehen viele, vielleicht auch unnötige Fragen im Kopf herum: Wann geht man rein, wie geht man rein, wann kommt welche Musik, wann geht man bei der letzten Musik raus und welche Musik ist dann passend, weil diese Musik wird ja nicht zu Ende gehört, weil man währenddessen ja rausgeht, auch diese Rausgehmusik sollte also lang sein, was sie für mich gleich wieder in den Verdacht der reinen Funktionsmusik bringt, undsoweiter, undsofort.

Jakob schrieb, er habe Halsschmerzen, Schnelltest sei aber negativ, ob es okay für uns wäre, wenn wir uns trotzdem trafen. Für uns war es okay und ich schrieb ihm, dass wir im Hof sitzen können, bei Kaffee und Kuchen und Planschbecken. Wir haben uns seit Jahren nicht gesehen und er war einer der ersten, der am Tag nach Karls Tod, auf meine SMS folgend, versucht hatte, mich anzurufen. Ich war damals nicht rangegangen und dann hatten wir uns immer irgendwie verpasst und letztens hatte er geschrieben, dass er in der Gegend sei, es ist schließlich Urlaubszeit, und ob wir uns treffen mögen.

Heute morgen kurz Weinen nach dem Frühstück. Carina sagte, dass auch die Geräuschkulisse, der Lärm, den beide Kinder machten, einfach so sehr

fehlen. Das Gebrabbel, Gequatsche und Gequackel, das Rumerzähle und Losgekicher, das Losgeflitze und Rumgewackel – all das fehlt von Karl. Paul macht das alles natürlich auch, aber auf die Paulart. Es fehlt die Karlart hier. Es fehlt das Zusammenspiel der beiden. Das Zusammenleben von uns allen als Familie.

Während ich die korrigierte Karte bastelte und das hier schnell noch hinschreibe, habe ich Paul die Teletubbies angemacht. Sie laufen hier nebenher und mir schmelzen nun vollends alle Gehirnzellen. Gleich mit Paul in die Stadt. Spazieren, kleiner Drogerieeinkauf, Mittagessen in der Innenstadt. Draußen sein, im sorglosen Sonnenwetter sein hilft. Gestern in der Innenstadt allerdings kleiner Spießrutenlauf. Ich senkte manchmal meinen Blick, wenn ich in mittlerer Entfernung fernere Bekannte sah, die von Karls Tod wahrscheinlich schon wissen *könnten*, ich aber gerade in diesem Moment keine Kräfte hatte, mich mit denen und ihrer eventuellen, bei so einer Nachricht natürlich verständlichen, aber mich tendentiell wahrscheinlich nervenden sozialen Inkompetenz auseinanderzusetzen, dann von mir aus auf sie zugehen zu müssen, um sie nicht in Verlegenheiten zu bringen oder ihnen das Gefühl zu nehmen, mich und uns in Verlegenheiten zu bringen, sie in ihrer Unbeholfenheit aufzufangen, ihnen das Gefühl zu vermitteln, dass sie mit uns ganz normal reden können – denn das ist es ja, was wir uns wünschen: dass man mit uns redet, dass man nicht nicht redet, weil man glaubte, damit sei alles besser. Es ist etwas mühselig, das hier gut und genau in Worte zu fassen. Denn eigentlich fühlen wir uns ganz gut getragen von unserem nahen Umfeld. Nur das sorglose Weitermachen der nichts ahnenden mittel- und fernfernen Welt, besonders das einfach so weiterblubbernde Social-Media-Geblubber, der normale Stumpfsinn der Welt, all das, was einem auf dem Handy ja irgendwie doch noch erreicht, alles nervt sehr. Man ist innen leer, wie in einem Kokon ist man tief in der Trauer, und trotzdem dringt die Welt manchmal zu einem durch – in ihrer grotesken Leichtheit, die im trauernden Menschen nur Schwere erzeugt.

Do. 11.08.2022, 16:53
im Flur

Wir müssen mal die Elster rasieren. Dachte ich so, als ich sie, gerade mal kurz hochgegangen, um neues Sprudelwasser für uns unten im Garten zu holen, auf der Bank an der Kindergarderobe sitzen sah. Fusselig, struppig,

etwas pillig, kleine Stoffknötchen an ihrem weißen Brustgefieder aus Filz, vom vielen Unterwegssein mit uns etwas mitgenommen. Wir nehmen sie ja überall hin mit. Carina hat da diesen elektrischen Textilentfussler. Damit *rasiert* sie manche Pullover und andere Kleidungsstücke. Dem sprolkigen Elsterfederkleid täte das auch mal gut, und warum sitzt sie überhaupt hier oben rum, denke ich, und nehme sie, mit den beiden frisch gesprudelten Wassern – Spülmaschine, Sprudelautomat, man gelangt als Eltern ja in neue Komfortzonen – mit runter in den Hof, wo wir mit Muriel, Jakob und ihren beiden Kindern zusammen sitzen, das erste Mal seit drei Jahren, seit unserer Hochzeit.

Mi. 17.08.2022 20:50

unterm Mensavordach am Klinikum

Dass sie jetzt die rammeligen Türen aus der Umzäunung meines Sitzensembleorts vorm Klinikum rausgenommen haben, es damit gleich wieder viel luftiger hier an den Tischen, alles viel freundlicher, den Wusel des Klinikumsvorplatzes durchlassend, viel lebendiger wieder ist, freut mich und gibt mir das gute Gefühl, dass es ein bisschen wieder näher dran ist an dem, wie es *damals* war.

Ich bin also wieder hierher geradelt. Es zog mich, nachdem Paul im Bett war, raus aufs Rad. Ich fuhr zum LIDL in der Anklamer Straße, ging dort wegen nichts Bestimmtem, höchstens vielleicht wegen neuer *Zehentrenner* hinein, kaufte eine Leinenhose und ging hinaus in die schwüle Luft des jetzt schon ziemlich angedunkelten Abends, der auf mich so luftlos windflau, schwül und schwerelos, fast unbeschwert wirkte, wie ein Urlaubsabend irgendwo an irgendeinem Mittelmeer.

Ein paar hundert Radmeter weiter, Luft und Licht vorm Klinikum wie vor einem Gewitter. Es ist noch unklar, ob die Schwüle des Abends in etwas Unruhiges umschlägt. Noch herrscht Wetterfrieden hier im in die Welt wellenden Lichtermeer vor dem Krankenhaus. Zwei Raucher im Kaputtenkabuff, sitzen sich gegenüber, rauchen und schweigen, gelegentliche Worte und Geräusche in denen sie sich ihres Gruppengefühls als kranke Männer versichern. Es ist jetzt, um zehn vor halb zehn schon fast völlig dunkel. Noch blauschwarz, noch Abend, noch nicht Nacht, aber warm und in schönster Weise dunkel als ein angenehmes, *gutes Dunkel*. Doch man merkt, dass die Jahreszeit die Welt jetzt abends anders ausgestaltet. In meinen kurzen Ausflügen hier draußen, damals, während unserer Krankenhauszeit, nachdem Karl eingeschlafen war, ging ich durch ein *anderes Licht*. Es war dieses schöne, lange helle Naturlicht der Abende zwischen Mai und Juli. Und jetzt, in der rückweglosen Mitte des Augusts nach Karls Tod, steht unser ganzes Leben in einem, das läge jetzt nahe zu sagen: Nichtlicht. Aber es stimmt nicht. Ich nehme das Leuchten wahr. Wie die Welt auf mich einwirkt, ihre von ihr weiter raussendenden Signale und Reize, alles ist weiterhin da und ich schwimme darin, etwas orientierungslos oft, aber wahrscheinlich sind es genau diese Banalitäten der Natur und des Lichts, diese basalen, elementaren Erscheinungen dessen, was um mich herum ist, was mich, in diesem Zustand, in dieser wahrscheinlich immer

noch andauernden Schwere und Schweben des Schocks, zu orten und erden im Stande ist. Ich bin oft woanders, in verworrenen Gedanken und in alle Richtungen wehenden Gefühlen, aber meine Teilhabe an der Welt ist noch da, ja sogar geradezu hypersensibilisiert. Und es ist schwer, dafür Worte zu finden. Ist es was Spirituelles, was Metaphysisches, was Atmosphärisches? In allem ist immer auch heftige Regung, also kann es so körperlos nicht sein. Alles, was ich empfinde ist auch organisch, manchmal ist es ein Kitzeln, ein Aufschäumen von Seufzen und Stößen von leisem Trost. In allem Körperlichen steckt immer auch die ab jetzt nur noch körperlose Verbindung zu ihm. Und während ich hier so sitze, im anderen Licht, am selben Ort, und so drin bin in den sachten Spektakeln der Natur, denke ich kurz, dass vielleicht jetzt die Welt auch sein Körper ist.

Vor der Unibibliothek die Geräusche einer Party. Die Studierenden grillen dort, sitzen auf der Treppe und machen, was junge Menschen so tun. Ich fühle mich dem nicht wirklich verbunden, ich fühle mich tatsächlich ein bisschen *zu alt*, momentan generell sowieso zu kraftlos für Vergnüglichkeiten, und, als trauernder Vater, wirklich nicht wie ein Gast einer Party. Früher, in jüngeren Jahren, waren Geräusche von Party und Nachtleben immer etwas sehr verheißungsvolles. Der Sound der Nacht. Es zog mich dort immer hin. Ich war kein Partyboy, eher ein Herumstreifender, aber das nachts aus den Bars klingende Geklimper und Gelaber, die weit durch die Luft wehenden Bässe eines kleinen Outdoor-raves, das Gerassel unserer Schrotträder, wenn wir besoffen irgendwo hinstromerten, meine einsamen Fußwege durch die innere Stadt, mein zerfranstes Grübeln über die äußere Regulärwelt, all das war, vor 15, 16, 17 Jahren, genau genommen auch einige Jahre danach noch, ein Motor, ein Motiv meines Lebens. Und irgendwann hatte ich angefangen, alles aufzuschreiben. Und erst Jahre später war dieses Schreiben dann gut.

Die Studierenden dieses nun aktuellen Jahres sitzen auf den Stufen und lachen und trinken, und ich, ich sitze hier, an meinem Schreibtisch, in diesem wunderschönen Wetter, bin geerdet, mittendrin in der Schwere meines Kummers, kenne mich gut aus in meiner Trauer, und denke kurz an den Roman. Freitags, in den Wochen mit Karl hier, ging ich manchmal die paar Meter rüber zum *Geokeller*, schaute nur kurz vom Weg auf den Hof des Institutsgeländes, wo die Studierenden sich langsam versammelten. Es wurde gegrillt, es fand wegen Corona möglichst viel draußen statt,

aber so langsam waren auch Parties wieder möglich. Das Leben draußen ging seinen Gang. Ich ging nicht zu diesen Parties. Ich lief nur kurz vorbei, um mal zu gucken. Es zog mich nicht dorthin. Ich war nur kurz ein paar Minuten draußen, holte einen Kaffee am Automaten und ging wieder ins Krankenhaus zu meinem schlafenden Sohn und schrieb und es war gut.

Während ich so vorm Klinikum saß, rief Pielmann an. Beileid und Projektbesprechung. Die Plattenproduktion vertagt sich mal wieder, keine Eile nötig meinerseits, wir sprechen nach der Beerdigung wieder. Er erzählte von einem Bekannten, der auch einen Zwilling verloren hat. Als würde mir das was helfen, horchte ich kurz hellhörig auf, hatte großes Mitgefühl für den Zwillingsvater, fühlte mich weniger allein mit *unserem Schicksal* und überlegte, ob es irgendeinen Sinn machte, den Zwillingsvater zu kontaktieren. Ich fuhr dann durch den milden Mittelmeerabend über die Pappelallee, mit einem Umweg am Museumshafen entlang, wieder nach Hause, fuhr dabei schnell mit dem Rad durch die Nacht und genoß die körperlichen Effekte, das schnellere Schlagen meines Herzens, das sich, nach den letzten Tagen des Rumradelns, endlich wieder etwas gekräftigter anfühlte.

Bei uns im Nachbarhof das filmreife Festlicht einer abendlichen Sommer-*sause*, vielleicht für die Schwangere, eine Art Welcome-Party, die müssten ja bald soweit sein, dachte ich. Der Vater hatte mich damals, es muss Anfang Mai gewesen sein, vor dem Krankenhaus angesprochen, er sei unser Nachbar sagte er und ich war etwas neben der Spur und fragte, was er hier mache. Er habe eben Prüfung gehabt, sagte er, und zeigte auf die vielen Biere trinkenden Studierenden vor dem Haupteingang, er studierte also was medizinisches und ich erzählte ihm, dass meine Frau mit einem unserer Söhne gerade hier im Krankenhaus ist, und ich weiß noch, wie ich sagte, dass er aber auf gutem Wege sei, und es ihm gut geht. Irgendwann hatte sich der Nachbar dann nochmal Fahrradwerkzeug geliehen und jetzt war da dieses Sommerfest bei denen im Hof. Lichterketten, hell und gelb, in leichter Krümmung über den Hof gespannt. Ein paar birnengroße bunte Glühlampen im Baum. Menschen in Cocktailkleidern und geblühten Hemden. Leichter Look, junges Leben. Und an allen Orten diese Mittelmeerluft, dieses warme Wehen vom Wind, der das Glück des Sommers in die Stadt trägt, dachte ich, etwas blumig, während ich das Rad im Hof abstellte und mir wieder einfiel, dass ich am Tage, auch so eine mechanische, rückwärts an die *damalige* Zeit gerichtete Handlung, drei Lottotipps für die heutige Mittwochsziehung gespielt hatte.

Zwanzig Minuten Zähne geputzt, mit allen Werkzeugen für Oberflächen, Zwischenräume, Zahnfleischtaschen, Zungenfläche, Rachenraum. Geschrubbt, gezahnsidet, gegurgelt wie blöde. Nachher Familientermin beim Zahnarzt. Ich war ewig nicht und finde mal wieder mein Bonusheft nicht, in dem der letzte Eintrag auf 2006 oder so datiert. Ich war seit 2006 tatsächlich schon wieder einige Male beim Zahnarzt, habe sogar eine Zahnärztin gefunden, die mir die Ängste genommen und ein paar notwendige Reparaturen gemacht hat, ein paar marode Erwachsenenzähne irgendwie *wiederhergestellt* und auch meine Krone am Schneidezahn neu aufgebaut hat, was ich nur durch glückliche Fügungen irgendwie zu bezahlen im Stande war. Ins Bonusheft hatte ich mir aber nie was abstempeln lassen, aus Vergesslichkeit, irgendwie auch aus dem Gefühl der Vergeblichkeit, weil da ja *sowieso* schon so viel *fehlt* im Heft, weil ich das mit dem Bonussystem auch nie so ganz verstanden hatte, weil doch trotzdem immer alles so viel Geld kostet und es für den prekären Menschen keinen Unterschied macht, ob man 100 oder 500 Euro plötzlich stemmen muss, weil beides, *außer der Reihe*, finanziell eigentlich nie drin ist, weil Geld ab einer gewissen Menge einfach nur noch angsteinflößend, unkontrollierbar und erdrückend ist.

Eigentlich hätten wir alle vier, mit Paul und Karl, irgendwann schon einen Termin haben sollen. Wegen Corona mussten wir den verschieben. Nun gehen wir nur zu dritt hin. Das ist irgendwie traurig. Ich bin aufgeregt wie immer vor dem Zahnarzt. Das wortwörtlich *mulmige* Gefühl im Bauch. Irgendwas zieht sich zusammen, mir ist schlecht und ich merke, wie die Zeit bis zum Termin gnadenlos schrumpft. Früher, also ganz früher, bin ich oft einfach nicht zum Termin hin, oder hatte einfach jahrelang keine Termine, war nie zu Routineuntersuchungen und hatte mir, ich war erst Mitte zwanzig, zwei kaputte Backenzähne einfach ziehen lassen, weil mir diese kurze Tortour irgendwie aushaltbarer schien, als eine lange Wurzelbehandlung und ein Wiederaufbau, den ich sowieso nicht bezahlen zu können geglaubt hatte. Ich hatte mein Leben als zwar immatrikulierter, aber die Uni selten von innen sehender Student, der eigentlich, von Dienstag bis Sonntag nur nachts draußen unterwegs war und tagsüber schlief, gar nicht als so verlottert, versifft und kaputt empfunden. Aber, während ich da so über meine Zähne nachdachte und diesem Termin entgegentrieb, erschien mir mein damaliges Leben fast wie ein anderer Film.

Mit den Jahren einer festen Beziehung, mit den Brotjobs, durch die ich so treidelte, mit der Heirat und zuletzt natürlich mit den Kindern, war ich in sowas wie *normale Strukturen* reingewachsen. Ich hatte sogar meine 20 Jahre alte, schon länger eingerissene Frontzahnkrone machen lassen. Und ich war auf einem guten Wege, wenn Karl wieder gesundet gewesen wäre, mich weiter in so ein *richtiges Leben* wieder reinzufinden. Das war ja durch die Zeit im Krankenhaus erstmal pausiert. Während des Krankenhauses lief mein ALG1 aus, es drohte wieder knifflig zu werden, aber der Amtsärger war noch weit weg, auch weil ich mit Karl dort in so einer Art Parallelwelt lebte, gelang es mir gut, mich davon frei zu machen, mich nicht verkniffen machen zu lassen, es war ja auch furchtbar egal, der eigentliche Ärger war seine Krankheit, und es war einfach wichtiger, dass wir unseren beiden Kindern in dieser Zeit gute Eltern waren. Alles was Alltag war, war für mich immer irgendetwas, durch das ich mit Ungeübtheit und Ungeschick stolperte, aber all das war hinfällig, als es darum ging, den Kindern einen guten Alltag zu bieten.

Wegen des Zahnarzttermins hole ich Paul heute schon viertel nach elf ab, absurd früh. Aber sogar diese zwei Stunden, diese *kinderfreie Zeit* am Vormittag sind schon was wert. Wir haben an der Rede geschrieben, ich habe die wirr hinstenographierten Einträge aus dem Handy von gestern in meinen Karltext hier eingepflegt und dann zwanzig Minuten lang Zähne geputzt.

Wir müssen noch die Liste der zu spielenden Songs für die Beerdigung vervollständigen. Die Diashow mit Fotos und Videos von Karl müssen wir auch noch machen, die soll am Nachmittag nach der Beerdigung, bei der Zusammenkunft im Garten bei Sonja und Alexander gebeamert werden. Das wird bestimmt irgendwie hart, aber Karl soll natürlich dabei sein, wenigstens bildlich. Das ist wichtig. Für uns. Für ihn. Es geht ja um ihn. Es ist ja seine Beerdigung. Und ich spüre immer wieder, wie wichtig diese Zusammenkunft im Garten sein wird, nach dem Zeremoniell auf dem Friedhof, das wir auf eine würdige Art ja auch *locker* halten wollen. Dass wir trauern, aber ihn und die Zeit mit ihm auch *hochleben* lassen wollen, mit solchen Worten endet unsere Traueranzeigekarte. Von vielen Seiten immer wieder die Meldungen, dass es eine schöne Karte ist, die gute Worte findet, genau richtig, kindgerecht und nicht zu düster. Es ist mir doch sehr wichtig, dass alles, was wir jetzt wegen Karls Beerdigung machen, *irgendetwas hat* vom Leben mit ihm, von seinem Leben. Dass die Akte

und Zeremonien anlässlich seines Todes, nicht nur seinen Tod benennen, sondern auch das Leben miterzählen. In den besseren Momenten immer wieder diese *Dankbarkeit*, ihn gehabt zu haben. In den düsteren Episoden Wut und Ärger, Fassungslosigkeit und Ohnmacht, dass das alles jetzt nicht mehr sein kann. Mir fehlt sein Körper, die Schwere seines Gewichts, der Geruch seiner Haare, die Weichheit seiner Haut, das Lachen seiner Augen, das quietschende Grinsen zwischen seinen Wangen, das Gewackel seines Hinterns, wenn er so über die Wiese draußen watschelte, sein kindliches Fingerzeigen auf die Dinge, die er staunend wahrnimmt, sein Erzählen darüber und davon, sein sich absicherndes Umsichschauen, während er spielte, die Zufriedenheit und das Friedliche, das er ausstrahlte, als Kind gut aufgehoben in *seiner Welt*. Mir fehlt mein Kind in *unserer Welt*.

Carina telefoniert im Wohnzimmer, schon länger. Sie telefoniert und redet, das hilft ihr. Reden hilft. Ich bin der asoziale Tropf, der immer nur hier schreibt. Was wäre ich ohne dieses Schreiben? Was wäre Karl ohne dieses Schreiben?

Do. 18.08.2022, 16:58
im Garten, am Holztisch

Die Zahnärztin fand eine Wurzelentzündung samt schon leicht angegriffenem Knochen in meinem hinteren rechten Backenzahn. Nächste Woche Montag wird er aufgemacht und es kommt da ein Medikament rein. Irgendwie sind das gute Aussichten. Dass sich da vielleicht mal was *bessert*, in meinem maroden Mundraum, in diesem Entzündungsherd, den ich da schon sehr lange eigentlich gespürt hatte, der bestimmt auch – auch vor Karls Tod schon – dafür verantwortlich war, dass das Herz, als Organ, nicht als Seele, so schwer zu tun hatte.

Beim Brot holen in der Stadt traf ich Hauke, Helena, Cleo, Sonja und Alexander. Ich war kurz angebunden und genervt und verschwitzt.

Jetzt mit dem Schwenkrasensprenger im Garten. Paul hüpfte um die sich hin und her bewegenden Wasserstrahlen herum. Das Ding hatte ich damals, während der Krankenhauszeit, irgendwo gekauft. Es war gerade runtergesetzt und das wäre doch lustig für die Kinder, im Garten, im Sommer, hatte ich gedacht. Wenn Karl wieder gesund ist und toben kann.

Do. 18.08.2022, 19:51
draußen in der Welt

Nochmal raus mit dem Rad. Die Pappeln in der Gützkower Landstraße brausen wie weißes Rauschen. Kein Rhythmus, keine Patterns, nur stetiges, stehendes, vom Wind in die Bäume gedrücktes, mit jedem *Aufdrehen* des Windes stärker werdendes Rauschen. Das Gewitter, das beim Gartenabendbrot vorhin schon, weit entfernt, an einem anderen Ort, überm Land leise brummte, rumort nun drüben über den Feldern hinterm Proberaum. Der Himmel zieht sich zu, wie der sprichwörtliche Vorhang. Das Wetter dimmt die Beleuchtung. Die Welt der Menschen sieht zu, dass sie ins Trockene kommt.

Do. 18.08.2022, 20:47
vorm Klinikum

Und dann plötzlich: ach nee, doch nicht. Gewitter doch nicht. Flaute. Wind wird still, in den Wolken über der Stadt oben weißes *Engelslicht*, wie in einem Deckenfresko. Überm Land draußen noch grau, aber man spürt, dass der Wind das Gewitter auseinander und woanders hin schiebt, die Wolken hier und da aufbricht, dem dunklen Grau die augustabendlichen Vanilletöne beimischt. Unklare Verhältnisse. Die Welt wettet.

Im Suburb-LIDL hatte ich – *um jetzt doch mal mit dem harten Saufen anzufangen*, dachte ich, halb im Spaß, halb fatalistisch – einen Likör gekauft. „Eine feine Melange von Wodka, Bitterorange, Kräutern und einem Hauch von Karamell.“ heißt es auf dem Etikett. Auch das wieder so ein Hau zurück in die Zeit *früher*. Vor den Kindern hatten wir uns manchmal, aus Jahreswechselurlauben an der polnischen Grenze, Haselnusschnaps mitgebracht. Bei einer Vernissage einer befreundeten Künstlerin in Hamburg, als ich mit meiner Band, unserem Drone-Duo, ein Konzert gespielt hatte, hatten wir abends dann noch mit dem Galeristen Haselnusschnäpse bis zum sprichwörtlichen Umfallen gesoffen. Der Galerist servierte immer geviertelte Zitronen zu dem Schnaps. Ich fand das irgendwie unnötig, trinkrituell etwas exaltiert, aber irgendwer hatte dann erklärt, dass das Vitamin C darin auch eine Art Katervorsorge sei und so war am Ende des Abends ein ganzes Tablett mit ausgequetschten Zitronenvierteln voll. Wir schliefen nach diesem Zitrushaselgelage als Band in der Galerie und ich stolperte, bei einem Gang zum Klo, nachts über dieses Tablett mit den Gläsern und den Quetschzitronen, machte loriotmäßig ein kleines Chaos

auf dem Fußboden und es sah aus wie Sau und es war ein Glück, dass ich nicht noch in die Bilder gefallen war.

An all das hatte ich schlagartig und ausschweifend gedacht, als ich diesen bernsteinfarbenen *Żołądkowa Gorzka* da im Aktionsregal des LIDL stehen sah. Der Griff zur Flasche: ein Griff zurück. Ein Eingriff in das Fließen der Trauer. Mir war sofort klar, dass die Flasche für die Zusammenkunft nach Karls Beerdigung ist. Obwohl es Karl egal gewesen wäre, ob da Schnaps steht, und obwohl ich mir fast nie harten Alkohol kaufe, schon gar nicht in Flaschen im Laden. Aber diese Flasche war karamellgelb und in ihr strahlte die Zeit vor Karl und damit, auf eine komische Art, *um's Eck*, auch die Zeit *mit* Karl. Die kinderlose Zeit war die Zeit, in der wir das Kinder haben noch *vor uns* hatten. Deshalb ist die kinderlose Zeit in der Erinnerung immer auch eine Zeit des Erinnerns an das tote Kind, an Karl. Seltsam.

Ich fuhr dann vom LIDL in den Suburbs, weiter stadtauswärts, in den Bezirk der von Ferne her über den Feldern wühlenden Windräder, fuhr im Areal vor dem Proberaum herum, alter Ort der langen Babywagenausflüge. Die *beiden alten Griechen* kamen mir entgegen. Die Griechen, die vielleicht gar keine Griechen sind. Sie kamen mir damals in jener Gegend öfter entgegen. Sie gingen spazieren und unterhielten sich, wirkten verbrüderd und als kannten sie sich aus, in allen Ecken des Lebens. Ich schob den riesigen Kinderwagen, hatte nicht selten ein Kind in der Trage vorn am Bauch, und hatte immer den Eindruck, dass *dieses Bild* für diese beiden alten, grauen, zigarillorauchenden Herren mit den Schuhbürstenschnurrbärten etwas war, das sie seltsam, vielleicht einfach *drollig* fanden, jedenfalls hoben sie kurz ihre Köpfe aus ihrem ansonsten sehr innig erscheinenden Dialog. Ich nickte ihnen dann zu wie ein Wanderer und war der stolzeste Vater der Welt.

Über den Südbahnhof, durch die Plattenbauten, dann hin zum Klinikum, den Gewitterwind im Rücken, rasend.

Von hinten ans Klinikum, wo die Wolken weiß drüber stehen. Ein Bauarbeiter macht den Bauzaun an der Parkplatzbaustelle vor der Nierenklinik zu. Ich schaue von außen, vom Hinterhof, wo das Dixie und immer noch Bauzeugs der Elektrohandwerker stehen, in die Fenster der Zimmer der Neo, in *unser Zimmer*. In manchen Fenstern vage Umrisse des arbeitenden Personals. Ihr Hin- und Herlaufen wirkt friedlich, die Szenerie innerhäuslich belebt wie Wohnzimmer an Festtagen. Ich warte, dass eine Schwester,

wie in einem Vorweihnachtsfilm, ans Fenster kommt und bedeutungsvoll ihre Hand ans Fenster legt, grüßend ein angedeutetes, saches Nicken, dazu Musik von John Williams. Der Himmel weint ein bisschen. Die Autokorrektur meines Handys schmiert mein Tippen zu den irrsten, anderen Worten. Ich habe gute Gefühle hier. Das Dixie steht da, blau und gut. Wie ein Portal in die Zeit, als Karl noch lebte. Möwen auf dem Dach, letzter Krach vor der Nachtruhe.

Das Gewitter ist weiter weg gezogen, knistert dort trocken und holzig wie Rollkoffer. Vor dem Hintereingang der Klinik, wo ich kurz Schutz vorm Regen suche, kommt eine Frau auf dem Rad angerollt, fragt, ob man *hier noch rein kann*, durch die Tür. „Ich weiß nicht“, sage ich. Ich war schon länger nicht hier. Sage ich und meine damit instinktiv die Zeit als ich mit Karl hier wohnte. Ich war nach seinem Tod ja doch sehr oft hier draußen. Die Frau sagt, sie geht lieber vorne rein sonst muss sie so umständlich „mit dem Schloss und sowas“. Ein Patient im Rollstuhl kommt, auch wieder wie im Film, wie die jetzt genau richtige, in einem smarten Drehbuch hineingeschriebene Figur, angerollt und redet freundlich und fragt nach der Uhrzeit. „Zehn vor halb neun“, sage ich und staune wie abenddunkel das schon ist und denke wieder an das ablaufende Jahr. „Och, müsste noch jehn“, sagt der nette Patient, winkt einen unkomplizierten Wink und rollt durch die Hintereingangstür die sich ohne Murren automatisch öffnet.

Hier lebte ich mit Karl. Hier leben immer irgendwelche Leute. Hier werden Leben gerettet, Leben verlängert und Leben gestorben. Und dass all diese Dinge hier zusammen passieren, gibt mir ein gutes Gefühl für das Ganze der Welt, des Lebens, des Krankseins, des Gesundens und Sterbens. Dass alles doch irgendwie *seine Zeit* hat? Wäre das ein tröstlicher Gedanke? Denke ich, innendrin wissend, dass das, mindestens Karl betreffend, völliger Quatsch ist, und rolle vorbei an Neugeborenenegeräuschen aus einem offenen Fenster, vorwärts vor das Klinikum, wo das Licht gelb, dunstig und freundlich über dem Parkplatz und den Würfelbauten steht und mich plötzlich an den Ausblick des Zimmers denken lässt, in dem wir beide damals, im Oktober vor zwei Jahren, nach der Geburt unserer Kinder untergebracht waren. Es war ein Einzelzimmer und man hatte es für uns mit einer Liege aufgebettet und es war ziemlich eng und wenn die Nachtschwestern kamen, kam ich mir immer vor, wie ein Filou, der sich ins Mädcheninternat geschlichen hatte. Karl und Paul waren die ersten

Tage noch auf der Neonatologie, sie hatten etwas Starthilfe gebraucht, nichts schlimmes, aber sie waren dadurch nicht bei uns und nicht bei ihrer Mama. Wir konnten immer nur stundenweise hin, Carina war geschwächt von der Geburt und das Krankenhaus war kein schöner Ort für sie. Sie hatte mindestens ambivalente Gefühle dafür und das war auch der Grund, weshalb unsere Arbeitsteilung, ich mit Karl im Krankenhaus und sie mit Paul daheim, so gut und richtig war und funktionierte.

Vor dem Haupteingang keine Leute, im Raucherkaputtkabuff umso mehr. Gesellige Geräusche, lallige Lachlaune. „Wie heißt die Mudder von Niki Lauda“ sagt einer mit Säuferstimme. „Mama Lauda“ sagt er, und *singt* dann nochmal, „Mama Lauda, Mama Lauda“, er singt tatsächlich, als höbe das seine Knallerpointe nochmal ein Stück höher. Keiner lacht so richtig, alle kennen den Witz bestimmt schon. Es ist wie im Schrebergarten. Als würde gleich noch gekniffelt. *DIE PARTY DER KRANKEN*, denke ich, in Großbuchstaben, wie einen Buchtitel. Ich fühle mich ihnen nah. Sie sind immer hier. Sie waren auch damals hier. Aus den Schwalbennestern sanftes Gemurmel und leises Zwitschern. Gewitterbrummen jetzt von überall bisschen her. Die Welt brummt in Stereo. Alles lebt und atmet. Der August summt. Irgendwo in *allem diesem* ist für mich mein Karl.

Vorhin, als wir gemeinsam die Rede weitergeschrieben hatten, hatten wir beide, Carina und ich, gestaunt und waren in einer guten Weise *eins* damit, wie gut unser beider Schreiben zu *einer* Rede wird. Dass unsere Worte zu einem Text werden. Dass das eine Bündelung ist, die etwas Gutes entstehen lässt. Und als ich diesen Gedanken auf die Geburt unserer Kinder übertrug, ging in mir ein Jubeln rum und ein Schluchzen aus mir heraus.

Um halb acht nochmal los zum Friedhof, wo der Wind ein paar Blumenstraußfolien aus dem Abfallkorb gerissen hatte und das Meer der Lichter schon sachte glimmte. Ich wechselte die Batterien am Wolkenlicht, schaltete es ein und setzte es zurück auf das Grab, auf die Stelle so leicht versetzt von der Mitte, da wo das quadratische Loch für Karls Urne ausgehoben worden war.

Ein Zug hupt, eine Amsel schimpft im Baum, ich sehe im Dämmer kaum was, viel schlechter als wenn es richtig nachtdunkel ist. Die Konturen zerfließen ineinander. An einem Grab am benachbarten Weg hinter der Birke hockt jemand und ich freue mich über diese stumme Gesellschaft. Auf dem Friedhof sind alle wegen ihrer Toten hier. Das verbindet irgendwie. Seltsam. Die Person dort hat bestimmt auch jemanden „verloren“ denke ich und denke dann, wie bescheuert das eigentlich klingt: *verloren*. Als hätte man einen Schlüssel verbummelt. Ich sage Karl, dass ich jetzt nochmal zum Krankenhaus fahre und nehme den Weg hintenrum, über die Loitzer Landstraße, nicht durch die Stadt, zum Krankenhaus.

Ich fahre wieder bei Heinrich Heine lang. Dort traf ich damals oft Marius, einen Arbeitskollegen vom vorletzten oder vorvorletzten Job. Er spazierte dort mit seinem Hund herum und erzählte von seinem Job. Er war wegen Corona im Home Office und telefonierte von zuhause. Oder vielleicht telefonierte er auch gar nicht, sondern machte schriftliches *Backoffice*. Ich blickte bei den Projekten des Callcenters nicht mehr durch, sehnte mich da aber, als das Arbeitsamt mich monatlich beim Kindergroßziehen nervte, langsam wieder etwas dorthin, als den kleinen bis mittelgroßen Job, der mich so irgendwie über Wasser hält und mich und mein Leben sonst in Ruhe lässt. Marius ist vielleicht so fünfzehn Jahre jünger als ich. Er gehörte im Callcenter zu den jungen Menschen, denen man glauben konnte, dass sie das vielleicht nur übergangsweise machen würden. Er war redegewandt, zurückhaltend und freundlich. Er war dünn, hatte eine warme, heisere Stimme und einen großen Adamsapfel. Seine freundliche Art war mir immer aufgefallen. Er wirkte wie jemand, der in der Schule keine Probleme hatte, nicht mit dem Lernen und auch nicht mit den Menschen. Er war irgendwie nerdig drauf, war ein Gamer und spielte auch

Rollenspiele in echt, hatte mich sogar mal gefragt, ob ich Lust hätte, vorbeizukommen bei einem neu aufgemachten Zirkel von Tabletop-Freaks. Ich hatte wahrheitsgemäß gesagt, dass ich von sowas keine Ahnung habe, wahrscheinlich zu ungeduldig bin, mich in all die Regeln einzuarbeiten, ich aber diese Szene irgendwie sympathisch finde. Er hatte mir glaubhaft versichert, dass auch Neulinge dort willkommen seien und ich hatte ein schlechtes Gewissen, dass ich dann nie hingegangen war und hatte es wieder als Zeichen seines so entwaffnenden Sanftmuts gelesen, als er mich ein anderes Mal zu einem Marvel-Marathon ins Kino einlud. Er ginge mit einigen anderen Comic-Cineasten dahin und wenn ich Lust und Zeit hätte, könne ich doch mitkommen. Auch von sowas hatte ich keine Ahnung und so blieben unsere Begegnungen immer betrieblich bedingt. Überhaupt hatte ich mit Arbeitskollegen fast nie den Übergang ins Private gemacht. Zuhause war ich immer froh, dass dort nichts von der Arbeit war. Auch deshalb war es so grotesk und lief schief, als mich Hauke, Freund langer Jahre und Nächte, zu sich in die Arbeit gelockt hatte und dann dort alles so unschön gegen Wände lief. Es war genau dieser Job mit Marius, den ich dafür gekündigt hatte. Erst ein paar Jahre später, als ich Kinder hatte und mit ihnen in seinem Wohnviertel herumschob, begegneten Marius und ich uns wieder regelmäßiger auf unseren Wegen.

Ich habe Marius seit Karls Tod noch nicht getroffen und ich habe ein wenig Angst davor. Es wäre mir unangenehm, seine so hochfreundliche, gleichermaßen besonnen und unbedarft, in seinem seltenen Fall aber nicht naiv wirkende, sondern einfach im Leben nur Gutes sehende Art zu erschüttern und ihn in irgendeine Verlegenheit zu bringen. Ich fahre hinten übers Proberaumgebiet, durch den Südbahnhof, durch die Platten, ziemlich warm gefahren, schwitzend in meiner Fundjacke und der Mütze, die mich dieser Septemberabend schon tragen ließ, zum Krankenhaus. Überall, hinter allen Fenstern, Licht und Leute. Draußen glitt ich durch die Stille, es war kurz nach acht, im Fernsehen geht der Abend los. Die Vorstellung, dass die Leute morgen wieder in ihre regulären Wochentagsleben starten würden, das hier wieder mal ein Wochenende war, ein Sonntag, an dem man früh zu Bett geht, um am Montag früh aufzustehen, der als Wochenendtag für mich deshalb nie zum Wochenende gehörte, weil er hintenraus eh so abrupt beschnitten wird, von der Ahnung des folgenden Morgens, all das deprimierte mich. Auch damals, als ich, weit vor den Kindern, wirklich jenseits aller Wochentagsstrukturen lebte, war

der Sonntag deprimierend, weil viele Lokale zu hatten oder nach und nach viele mit denen man hätte ausgehen können, in Lebenswandelnd landeten, die auch ihre Sonntage und ihre Leben von dem meinen abschnitten.

Seltsamerweise wirkte die wirre Lichterflut in den Fenstern und Balkonen der kalt und kantig hochgebauten Elfgeschosser an der Lomonossowallee irgendwie beruhigend und anheimelnd auf mich, als ich, dieser Trauerkaputte, dieses von der Trauer so zarte, zerbrechliche Tier, auf der jetzt leeren großen Straße dort vorbeisirrte. Hohe Häuser mit düsteren Hauseingängen, aus denen Leute mit Kapuzenhoodies und Kampfhunden raus in die Nacht fielen, auf deren Balkons gegen die Dunkelheit angeraucht wurde, in denen mutmaßlich viele wohnten, deren Sonntag unbeschnitten in die Nacht mäandern durfte, Einkommenschwache, Studierende, Künstler vielleicht, Arbeitslose, Trinker, Träumer, Menschen und andere Kaputte.

Im Krankenhaus ging ich aufs Klo. Im Kaputtenkabuff keine besonderen Vorkommnisse. Im Spiegel sah ich fertig aus. In den Gängen war es teilweise dunkel. Sparbeleuchtung jetzt wegen Weltlage? Oder war das immer schon so, auch damals, mit Karl? Überhaupt macht das Krankenhaus in letzter Zeit, besonders sonntags, einen etwas vernachlässigten, besudelten Eindruck. Die Desinfektion im Klo war alle. Vor dem Kaffeeautomaten ein großer, klebriger, dort gar nicht hingehörender Fleck, im Bücherwagen nur Mist. Die kriegen das hier anscheinend alles nicht mehr so richtig hin, seitdem Karl und ich nicht mehr hier sind. Auch an den Snackautomaten nur doofe Sorten Schokolade vorne drin.

Draußen ist es still. Keine Möwen, keine Schwalben, immerhin zwei lachende Rauchende im Rauchglas. Als ich meine Mütze am Rad aus der Tasche nahm, dachte ich an die Mütze die ich im letzten Winter verloren hatte und die mutmaßlich noch wochenlang beim Edeka in einer Ritze bei den Einkaufswagen klemmte. Ich hatte bei meinen Abendeinkäufen, wenn die Babies schliefen, meine verlorene Mütze dort, als ich mein Rad vor dem Reingehen anschloss, immer zu sehen geglaubt, hatte mir jedesmal vorgenommen, beim Rausgehen zu schauen, ob sie das wirklich ist, und es jedesmal, beim Beladen meiner Fahrradpacktaschen und dem darauf folgenden automatischen Aufsetzen der Kopfhörer, immer wieder vergessen. Und ich dachte jetzt an die Mütze und an das jetzt wieder bald in den Winter, ohne Karl einfach so weiter, vor mir her vergehende Jahr,

während ich immer wieder, von rückwärts her, alles was Karl war in meine Gegenwart zu holen versuche.

Diese Mütze von damals wäre jetzt wichtig. Und, dass die Babies beide bei uns im Bett schlafen, ihren Seesternschlaf machen, während ich nochmal losradle, beim Edeka einen kleinen Einkauf mache und wieder nach der Mütze zu schauen vergesse. Bis dann eh Frühling und die Mütze irgendwie auch egal ist.